

Tom Saller

U N D H E D I
S P R I N G T



SPIEGEL
Bestseller-
Autor

ROMAN

List

Tom Saller
Und Hedi springt

Tom Saller

Und
Hedi
springt

Roman

List



ISBN 978-3-471-36076-7

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

© Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und

Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus Granjon LT Std

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Hedwig (»Hedi«) Saller,
meine Großmutter,
und
Siegfried (»Sigi«) Saller,
meinen Vater

Erzählende Prosa ist sowohl Kunst als auch
Wirklichkeit, sie trickst, und sie ist
wirklichkeitsgetreu, und beide Aspekte
lassen sich ohne Weiteres zusammenbringen.

James Wood, *Die Kunst des Erzählens*

Prolog

Hedi springt.

Kopfüber. Ein eleganter Sprung, kraftvoll und anmutig zugleich, einer jungen, gut ausgebildeten Tänzerin würdig. Allein der schwere Rucksack stört das Gleichgewicht – ihres und das des Bildes. Im nächsten Augenblick durchstoßen die wie zum Gebet aneinandergelagten Fingerspitzen die Wasseroberfläche, und die dunklen Fluten der Ostsee nehmen sie gewaltsam in die Arme. Wo eben noch ein unerträglicher Missklang aus Explosionen, Schreien, berstendem Metall und schrillen Sirenentonen die Nacht durchdrungen hat, herrscht nunmehr Stille. Eine dumpfe, betäubende Unterwasserstille, einzig synkopiert vom Einschlagen weiterer Treffer in den stählernen Leib der *Wilhelm Gustloff*.

Ein Rhythmus, weit entfernt vom gleichmäßigen Takt, der bislang ihr Leben bestimmt hat. In Türnow, im *Großen Haus*, mit Elfriede und Otto, Martha und Johann – der Familie – und mit Wolfgang, wenn auch nicht blutsverwandt, so doch mitnichten weniger Familie. Außerdem mit all den Musikern aus Ottos Kapelle, die sich in Kost und Logis im Hause Wetzlaff befinden und im Gegenzug Musik für die Menschen in diesem Teil Hinterpommerns machen. Und – mit Adam, aus dem polnischen Viertel, jenseits des Flusses, dessen Gesicht in den zurückliegen-

den Jahren immer mehr zu einem fernen Sehnen geworden ist. Doch es stimmt nicht.

Es ist ein Traum-, ein Wunschbild.

Die ersten falschen Schläge, abrupten Taktwechsel und missratenen Akzente sind bereits früher erklungen, weit vor der Flucht, haben auch Türnow nicht verschont.

Die hohlwangigen Gesichter der Zwangsarbeiter in Karl Theodor Walens Druckerei. Des Gauleiters, dessen Schnäuzer über die Jahre immer schmäler geworden ist, bis er zuletzt wie eine fette Fliege unter seiner Nase saß. Die Fußgänger mit dem Judenstern am Revers, für zehn Pfennig das Stück erzwungenermaßen erworben, die immer seltener in der Öffentlichkeit zu sehen gewesen sind, bevor sie und ihre Familien schließlich endgültig verschwunden waren. Und Elfriede, Martha und sie selbst, die mit angehaltenem Atem vor dem Volksempfänger in der Küche gehockt und der bis zu einem Flüstern herunterregulierten Stimme des *BBC*-Sprechers gelauscht haben – immer in der Angst, von einem missgünstigen Nachbarn denunziert zu werden. Hinter ihnen, im Schatten, Otto. Hat er sich einst dem Fortschritt lautstark verweigert und über das neumodische Ding im Haus geschimpft, nimmt er nun die Nachrichten über den Rückfall in die Barbarei schweigend hin: Berichte über angebliche Siege, vermeintliche gegnerische Niederlagen und verschwiegene Verluste.

»Tote«, sagt er hinterher, »einzig und allein Tote. Ein Requiem ohne Musik.«

Abrupt wendet er sich ab und geht hinaus. Wenig später dringen Töne von quälender Schönheit und nicht enden wollendem Verlust aus dem Proberaum, so zart, wie man sie nie zuvor von ihm und seiner Tuba gehört hat.

Otto in Moll.

Nein, die Zeiten des Gleichmaßes liegen weit hinter ihr, sind nicht erst mit dem Ablegen der *Gustloff* am Pier in Gotenhafen zurückgeblieben.

Für etwa zweitausend Passagiere und Besatzungsmitglieder sei der Dampfer ausgelegt, hat ihr der Matrose mit dem bleichen Gesicht erklärt, bei achttausend habe man aufgehört zu zählen. Dann hastet er weiter, hoffnungslos überfordert mit einer Situation, in der Menschen bloß noch Menge und Masse sind, man ihnen jedwede Individualität genommen und sie zu unförmigen Bündeln und Gepäckstücken degradiert hat. Lasten, die es zu transportieren gilt, fernab jeder christlichen Seefahrt.

Wie alle anderen hat sie die Gefahr nicht kommen sehen, das Ende nicht kommen hören; da war nichts außer dem Ächzen und Stampfen der überlasteten Maschinen in der Nacht. Plötzlich eine Explosion, der eine weitere folgt, ein Zittern und Beben, das durch den mächtigen Schiffskörper geht, und eine Stimme, die brüllt:

»U-Boot-Angriff!«

An seiner empfindlichsten Stelle aufgerissen, werden die Innereien des Schiffsleibs entblößt. Wasser dringt ein, eisige Fluten künden den in den überfüllten Kabinen und Gängen kauernden Menschen von einem dunklen, feuchten Grab.

Oben an Deck bricht Panik aus, planlos fallen Rettungsboote ins Wasser. Männer fluchen, Kinder weinen. Seltsam: Viele der an Bord befindlichen Frauen bleiben stumm, haben in den zurückliegenden Kriegsjahren zu viel Leid erfahren, um ein weiteres Mal gegen das Schicksal aufzubegehrn.

Auch Hedi weint nicht, hadert nicht. Aber irgendetwas

in ihr sträubt sich, lehnt sich auf, ein letzter trotziger Impuls der Selbstbestimmung – sie wird sich nicht wie eine räudige Katze ertränken lassen. Ihr Blick fällt auf den weiß gestrichenen Davit, nur wenige Schritte entfernt, dessen kranartige Silhouette sich vor den flackernden Flammen auf der Ostsee abzeichnet. Zwei einsame Trossen baumeln in der Luft, wo eben noch ein Rettungsboot gehangen hat. Sie setzt sich in Bewegung, drängt durch die Menge, stemmt sich gegen den Strom der Menschen, die verzweifelt zur anderen Seite des Schiffes streben, auf der Suche nach einem noch intakten Boot. Sie erreicht die Reling, zurrert den Rucksack fest und beginnt zu klettern. Erklimmt gebückt, Schritt für Schritt, den eisernen Ausleger unter ihren Händen und Füßen. Oben richtet sie sich auf, steht für einen Moment in ganzer zerbrechlicher Größe an der Spitze des Metallträgers. Sie schließt die Augen, stellt sich auf die Zehenspitzen und reckt die Arme gen Himmel. Dann stößt sie sich ab.

Ein Akt grenzenloser Schönheit. Ein einsames Gleiten durch die Nacht, von niemand bemerkt.

Sekundenbruchteile später taucht sie in die atemraubend kalte Ostsee ein, ringsum undurchdringliches Schwarz. Unaufhaltsam zieht das Gewicht des Rucksacks sie in die Tiefe, Wasser dringt in ihre Lungen, verzweifelt ringt sie nach Luft, bis – bis mit einem Mal aus unten oben wird, aus nachher vorher und aus schwer leicht.

Von allem befreit, schwebt sie ihnen entgegen.

Otto und Elfriede. Martha und Johann. Wolfgang.

Ihr Tanz auf Erden nur allzu kurz.

TEIL I

Wohl kaum eine Gemeinde in der Bundesrepublik war so sehr mit dem Problem der Heimatlosen belastet wie Wipperfürth. Hier war das große Landeslager von Nordrhein-Westfalen, über das von 1946 bis 1960 mehr als eine Million Flüchtlinge geschleust wurden.

Wilhelm Kaupen, Stadtdirektor a.D.

Geister

Kalt, so kalt.

Frühmorgens im zweiten Winter nach dem tausendjährigen Grauen. Fahles Licht, das durch die verschmutzten Barackenfenster fällt, der Inhalt der Nachttöpfe unter den Stockbetten gefroren. Eine stumpfe, undurchsichtige Masse in zerbeulter Emaille und gesprungenem Porzellan.

Alte. Junge. Kinder.

Die Szenerie auf groteske Weise gedrängt, verdichtet. Als wären die Menschen in einem Luftschutzkeller verschüttet worden und harrten seitdem vergeblich auf Erlösung.

*

Einhundertzwanzig Stockbetten, meist mehrfach belegt.
Etwa vierhundert Männer und Frauen. Den Gesetzen
der Natur gehorchend die Alten unten, die Jungen oben.
Zusammengepfercht in einem hastig errichteten Behelfs-
bau – niemals auf Dauer gedacht.

Keine Stühle, keine Tische, keine Schränke. Nur das
nackte Nichts. An der Wand die eiserne Brennhexe, unter
dem Spitzgiebel quert das Abzugsrohr den Raum. Doch
Wärme Fehlanzeige, Briketts ein ferner Traum. Kinder
hocken auf dem Boden, spielen mit einem verrosteten
Nagel, einer Scherbe, einem Stein. Kaum mehr als ein
Quadratmeter Platz für jeden. Allein die schmalen Gänge
zwischen den Betten täuschen Abstand vor.

Eine Grenze, die keine ist.

Bis in den letzten Winkel sind die Miasmen menschli-
cher Ausdünstungen vorgedrungen. Ungewaschene Kör-
per, eitrige Wunden und seit Wochen und Monaten nicht
gewechselte Kleidung.

Eine olfaktorische Tätowierung.

Manch einer würde den Geruch ein Leben lang nicht
loswerden.

*

In der Nacht sind feine Schneeflocken durch die Schlitze
in den Bretterwänden geweht, das Moos zum Abdich-
ten, wie alles Brennbare, längst verfeuert. Blasser Flaum
auf rauen Wolldecken. Weiß bestäubte Grabhügel, unter
denen sich die Umrisse menschlicher Körper abzeichnen.

Zu Hause, im Osten Europas, sind die Winter ebenfalls
hart, sogar härter. Die Mauern fest. Fest, aber vertraut.
Hier sind sie fremd.

Die Menschen.

Die Mauern unsichtbar.

Ein erstickter Schrei. Husten, Stöhnen. Unförmige, in löchrige Hosen, Röcke, Jacken und Mäntel gewandete Gestalten. Nicht wenige wälzen sich im Schlaf unruhig hin und her. Die meisten aber liegen still. Still und starr. Keiner weiß, wie viel Leben in ihnen steckt. Sie selbst am allerwenigsten.

*

Hedi ist aus einem Traum aufgeschreckt. Aus *ihrem* Traum, dem immer wiederkehrenden Albtraum, in dem sie mit Martha und der *Wilhelm Gustloff* untergegangen ist. Selbst im Schlaf durchbohrt sie der Verlustschmerz messerscharf, raubt ihr den Atem, lässt sie nach Luft ringen.

Aber sie war nicht an Bord, ist stattdessen auf der *Potsdam*, dem Schwesterschiff der *Gustloff*, nach Dänemark übergesetzt. Anders als ihre Mutter hat sie überlebt, ist nicht tot. Ebenso wenig wie die Männer und Frauen um sie herum.

Doch bedeutet Nicht-tot-Sein leben?

*

Sie ist vier oder fünf, als Otto und Elfriede einen Ausflug mit ihr unternehmen. Einen Sonntagsausflug zu der alljährlich stattfindenden Kirmes in Lauenburg.

Da ist Elfriedes Stimme, die mahnt: »Du kannst mit einem kleinen Mädchen nicht in die Geisterbahn gehen!«

Und Otto, der sich zu ihr herabbeugt, ihr die Hand auf

die Schulter legt. »Hör nicht auf Oma Elfi, Prinzessin. Geister sind überall. Aber hier kannst du ihnen wenigstens ins Gesicht sehen.«

*

Sie ist ein Geist. Ein Geist, der mit den Lebenden gestorben ist und der mit den Toten leben muss.

Unter der dreifachen Schicht Kleidung und der Decke, in die sie sich gehüllt hat, spürt sie ihren Bauch; warm wie ein Laib Brot. Spürt, wie sich etwas in ihr bewegt.

Kein Geist.

Zumindest keiner, dem man ins Gesicht sehen kann.

Noch nicht.

Das andere Ende der Welt

Sie lebt noch im Lager, dem riesigen Lager in Oksbøl, in Dänemark, in dem sie beinah zwei Jahre verbracht hat, als aus dem Radio im Gemeinschaftssaal die Stimme des CDU-Fraktionsvorsitzenden Konrad Adenauer tönt:

»Das Deutsche Reich besteht faktisch nicht mehr, es besteht keine Regierungsgewalt aus eigenem Recht. Die Alliierten besitzen die volle Gewalt. Unser Ziel ist die Wiedererstehung Deutschlands.«

Eine merkwürdige Vorstellung, denkt Hedi, Deutschland, das Großdeutsche Reich, existiert nicht mehr. Eine Lücke hat sich aufgetan, ein gigantischer Abgrund. Aber wer ist zuständig für ein Land, das es nicht mehr gibt?

*

»Ich komme aus Dänemark«, sagt sie. Drei Stunden lang hat sie auf dem Gang der Lagerverwaltung gewartet. Aber so ist es derzeit in Deutschland. Alle warten. Niemand weiß, worauf. Außer Konrad Adenauer vielleicht.

Dieses Wipperfürth mit seinem Durchgangslager, in dem sie am Tag zuvor angekommen ist, liegt in der britischen Besatzungszone, und auch wenn London weit entfernt ist: Die englische Bürokratie ist es nicht.

*

Die Frau in der Uniform der englischen Besatzungskräfte fragt: »Sie sind Dänin?«

Sie gehört zur *Jüdisch-Britischen Einheit 92*, einem Kommando der *Jewish Relief Unit*, und ist für *Displaced Persons* jüdischer Abstammung zuständig. Für Menschen also, die nicht an diesem Ort beheimatet sind, die gewaltsam entheimatet wurden. Aber mit Ausnahme der wenigen überlebenden jüdischen Zwangsarbeiter in Baracke sechs finden sich hier keine Juden. Weder im Lager noch außerhalb davon. Nicht mehr. Niemand weiß, wo sie sind. Oder will es wissen. Das eigene Leid ist einem näher als das der anderen, Hunger eine ebenso schlechte Grundlage für Schuldgefühle wie für ein gutes Gedächtnis. Man sieht sich lieber als Opfer denn als Täter.

So leistet die Engländerin notgedrungen Amtshilfe, unterstützt ihre Kolleginnen und Kollegen in der überbordenden Frage der nichtjüdischen Flüchtlinge.

»Nein, ich war dort die beiden letzten Jahre im Lager.« Hedi stockt. »Ursprünglich stamme ich aus Türrnow, in Hinterpommern.«

Mit gefurchter Stirn studiert das englische Fräulein die Karte Mitteleuropas an der Wand. Die neue Karte, mit der Westverschiebung der polnischen Grenze. Es packt den Stift fester, das Fräulein. »Dann sind Sie also Polin?«

Die junge Engländerin weiß genau, Hedi ist Deutsche – so wie ihre eigene Mutter. Während des Studiums hatte jene sich in einen hochgewachsenen Engländer verliebt und ihn geheiratet. Der Großteil der Familie ihrer Mutter ist in Auschwitz ermordet worden, und das wird sie, die

Tochter, die Nichte, die Enkelin, den verfluchten *Jerrys* nie verzeihen.

Einschließlich Hedi.

»Nein«, entgegnet diese, »ich bin Deutsche. In Pommern geboren und aufgewachsen und über die Ostsee nach Dänemark geflohen. Ich war dort im Lager, in Oksbøl. Aber dann habe ich über das *Internationale Rote Kreuz* erfahren, dass hier, vor Ort, jemand namens Styp lebt.« Sie zieht einen zerknitterten Umschlag aus der Tasche ihres viel zu großen Männermantels.

»Eine Verwandte meines Vaters«, sie zögert, »eine ... nahe Verwandte. Ich habe einen Passierschein in die britische Zone beantragt. Zwecks Familienzusammenführung. Hier ist ihre Adresse.«

Genau genommen hat Hedi die Frau nie gesehen. Eine Cousine Johanns, die bereits Anfang der Zwanziger ihr Glück in der Fremde gesucht und die es hierhin verschlagen hat; von Türnow aus betrachtet ans andere Ende Deutschlands.

Für Hedi hätte es genauso gut das andere Ende der Welt sein können.

*

Kurz darauf hält sie den Meldezettel mit ihrem Namen und ihrem Geburtsdatum in der Hand. Außerdem ist *Entlaust* und *Frei von ansteckenden Krankheiten* daraufgestempelt. Nach der Ankunft gestern und noch bevor man ihr einen Schlafplatz in der Baracke zugewiesen hat, ist sie ärztlich untersucht und mit einem stinkenden Pulvernamens *Jacutin* behandelt worden.

Es ist ein unscheinbares, auf billiges Papier gedrucktes

Dokument, das die Engländerin ihr schließlich ausgestellt hat. Eines, das ihr erlaubt, sich für eine Unterkunft zu bewerben und eine Arbeitsstelle zu suchen. Erneut spürt sie eine Bewegung in ihrem Bauch.

Wie soll sie arbeiten?

Wer soll auf das Kind aufpassen?

Sie ist allein an einem ihr vollkommen fremden Ort.

Fringsen

Der Himmel milchig, seltsam gestaut. Die blasse Winteronne bloß ein scheues Licht. Mehr Schnee liegt in der Luft. Das Thermometer zeigt minus zwanzig Grad Celsius. Stumm harren die Menschen in den Baracken aus. Hedi steht vor dem Gebäude der Lagerverwaltung, in dem sich das Büro der Engländerin befindet, und weint. Lautlos.

Wattierte Stille, die darauf wartet, dass etwas geschieht.

*

Am äußeren Rand ihres Blickfeldes erscheint eine einsame Gestalt, schwarz wie die Krähen in den kahlen Baumwipfeln ringsum. Gebeugt nähert sich der Mann durch die Lagergasse, die an den Baracken entlang verläuft. Das Balkenkreuz auf seiner Schulter zeigt mit einem Arm gen Himmel.

Ein Bild, der Menschheit vertraut wie kaum ein anderes. Nie zuvor war Hedi dem Himmelreich so nah und so fern.

Unsicher blinzelt sie durch den Tränenschleier. Es kann nicht sein, ist unmöglich. Eine Sinnestäuschung, ein Trugbild, eine ihrem quälenden Hunger geschuldete Halluzination.

Und doch, das wuchtige Kreuz mühsam geschultert, ist es der *Herr* selbst, der sich ihr an diesem unwahrscheinlichsten aller Orte zeigt, gefolgt von dunklen Spuren im Schnee – dem Heiligen Geist?

*

Er ist es, der *Herr*. Gleichzeitig ist er es nicht.

Schüchtern nickt Hedi dem Geistlichen in der bis zu den Knöcheln reichenden Soutane zu. Die gekreuzten Balken auf seiner Schulter sind mit einer sorgfältig geschnitzten Erlöserfigur geschmückt.

Der Mann grüßt zurück und ist schon fast vorüber, als er stehen bleibt und seine Bürde behutsam auf dem Boden absetzt. Stöhnend richtet er sich auf.

»Sie weinen, Frollein«, bemerkt er und streckt den Rücken.

Hedi schnieft. »Verzeihung, es ist gleich vorbei.«

Der Mann in dem schwarzen Gewand mustert sie, sieht ihren sanft gerundeten Leib. Seine Augen wandern weiter, über die baufälligen Baracken, das verlassene daligende Bahnhofsgelände und die von Raureif überzogenen Schienen. Nachdenklich betrachtet er das Schild mit der Aufschrift *Hauptdurchgangslager*, bis sein Blick schließlich auf dem an seiner Hüfte lehnenden Jesus verharrt.

»Wünschten wir das nicht zuweilen alle, mein Kind?«

*

Der Geistliche hat Hedi in das Gebäude der Lagerverwaltung gebeten, wo sie wenige Minuten zuvor mit der

Engländerin gesprochen hat. Er stellt sich ihr als evangelischer Seelsorger vor. »Ich heiße Geduhn.«

»Guten Tag«, sagt Hedi. »Mein Name ist Wetzlaff. Hedi Wetzlaff.«

Bevor Geduhn den kleinen Raum hinter dem Büro der Engländerin aufschließt, deutet er auf eine helle Stelle an der Wand neben der Tür.

»Hier hing das alte Erlöserkreuz. Ich fürchte, inzwischen ist es längst verfeuert worden.«

Fragend blickt ihn Hedi an. »Sie sind evangelisch und hängen ein Kreuz mitsamt Jesus auf?«

»Ich gehöre der lutheranischen Kirche an. Wir tun so etwas. Genau wie unsere katholischen Glaubensbrüder.« Geduhn verzicht die Mundwinkel. »Allerdings fühlen die sich hier nicht zuständig, weil es sich bei einem Großteil der Flüchtlinge um evangelische Christen handelt. Doch egal, ob evangelisch oder katholisch, spätestens seit der Kölner Kardinal Frings am Silvesterabend seine berühmte Predigt gehalten hat, macht das *Fringsen* vor nichts und niemandem mehr halt. Auch bei den Protestanten nicht.« Geduhn seufzt. »Nicht nur hier im Lager, überall ist Brennmaterial absolute Mangelware. Sogar Trümmerholz gibt es nur auf Bezugsschein.« Erneut ruht sein Blick auf dem gekreuzigten Christus. »Bereits vor zweitausend Jahren haben seine Schäfchen dem Herrn übel mitgespielt. Seitdem hat sich nicht viel verändert. Besser, ich hänge den Erlöser diesmal in die Kammer.« Grimmig fügt er hinzu: »Der Tod am Kreuz befreit die Menschen von ihren Sünden. Einen weiteren, auf dem Scheiterhafen, sieht das Neue Testament nicht vor.«

Pimocken

Sie sitzen sich auf zwei schlichten Stühlen an einem nicht weniger schlichten Tisch gegenüber. An der Wand ein verblichenes Bild von Maria, darunter das Kreuz mit ihrem Sohn, das Geduhn auf den ungehobelten Dielen abgestellt hat.

»Ein Missverständnis«, sagt er und schließt für einen Moment die Augen, »ein einziges Missverständnis.« Er öffnet sie wieder und schüttelt den Kopf. »Ende 1945 auf Anordnung der Briten errichtet, war das Lager lediglich als Durchgangslager gedacht, für die Dauer von höchstens zwei, drei Monaten. In erster Linie zur Rückführung der Rheinländer, die während des Krieges nach Bayern und Österreich evakuiert worden waren. Darum liegt es direkt hinter dem Güterbahnhof.« Er faltet die Hände vor der Brust. »Niemand sollte mehr als eine Nacht hier verbringen. Und anfangs war es auch so. Die Rheinlandheimkehrer, die in den Zügen ankamen, wurden registriert und innerhalb von vierundzwanzig Stunden in ihre Heimatorte weitergeschickt.« Er räuspert sich. »Nun ja, in das, was davon übrig ist.«

Hedi schweigt. Und denkt nach. Zwei, drei Monate. Aber jetzt gibt es das Lager schon mehr als ein Jahr. »Was ist passiert?«, fragt sie.

»Die Vertriebenen sind passiert.« Geduhn berührt den

winzigen Christophorus auf seiner Brust. »Die Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen, aus Pommern, Schlesien und dem Warthegau. Die in Dänemark Internierten. Außerdem die Zwangsarbeiter sowie die illegalen Grenzgänger aus der SBZ. Sie alle sind passiert. Niemand hat sie auf der Rechnung gehabt. Auch dich nicht, mein Kind.«

*

Hedi folgt seinen Worten und folgt ihnen nicht. Sie ist hungrig und erschöpft, ihr ist schwindlig. Sie denkt an die nicht enden wollende Fahrt in dem überfüllten Waggon von Dänemark nach Schleswig-Holstein und von da aus über unzählige Zwischenstationen bis hierhin. *Für den Transport empfindlicher Waren ungeeignet, da nicht wasser-dicht*, stand auf den Wagen. Fünf endlose Tage und Nächte dauerte die Reise.

Zuweilen warteten sie stundenlang auf einem Abstellgleis, ohne zu wissen, ob es überhaupt weiterging. Waren die Schienenstränge vor ihnen zerstört, mussten riesige Umwege in Kauf genommen werden. Auf den wenigen intakten Bahnhöfen Frauen mit Kopftüchern, Hüten oder barhäuptig, die ihnen Hilfe suchend die Fotos ihrer vermissten Männer entgegenstreckten. An einem *Rot-Kreuz*-Stand eine wässrige Suppe und eine schimmelige Scheibe Brot – ihre letzte warme Mahlzeit, zwei Tage zuvor.

Zweifelsohne gehört sie zu den Menschen, von denen Geduhn spricht, ist Deutsche, aber unversehens Fremde im eigenen Land. Heimatlose, deren Heimat nicht mehr existiert. Wenigstens nicht dergestalt, dass sie dorthin zurückkehren könnte.

Sie spürt ein dumpfes Pochen hinter den Schläfen. Hier, im Lager, ist sie ein Nichts, ein Niemand. Nicht einmal ihr Status ist gesichert. Flüchtling oder Vertriebene? Beides trifft zu: Zunächst ist sie geflohen, jetzt kann sie nicht mehr heimkehren. Aber wie kann man sie »nicht auf der Rechnung«, sie angeblich vergessen haben? Sie beißt sich auf die Unterlippe. Oder würde man sie der Einfachheit halber am liebsten vergessen? So wie viele ihrer Landsleute am liebsten vergessen würden, dass das Deutsche Reich den Krieg begonnen und verloren und somit das allgegenwärtige Leid zu verantworten hat?

*

Als könnte er ihre Gedanken lesen, sagt Geduhn: »Derzeit wird vermutet, beinah die Hälfte aller Deutschen befand sich bei Kriegsende da, wo sie nicht hingehörte. Die größte Völkerwanderung der Menschheitsgeschichte. Ob freiwillig oder nicht, sei dahingestellt.« Resigniert zuckt er die Achseln. »Aber was nutzt einem dieses Wissen angesichts der übervollen Züge, die tagtäglich hier ankommen und anscheinend nicht aufhören zu kommen. Tausende von euch Pimocken – Verzeihung, so ist es nicht gemeint –, hastig schlägt er das Kreuzzeichen über Hedi, »sind bereits hier im Ort und in den umliegenden Städten einquartiert worden. Aber inzwischen gibt es kaum noch Platz, so gut wie keinen freien Wohnraum mehr.« Ratlos hebt er die Schultern. »Die Leute haben selbst nicht genug. Lebensmittel, Kleidung, Brennmaterial – fast alles erhält man nur auf Bezugsschein, und das nicht unbedingt verlässlich. Das wenige, was da ist, muss für beinah doppelt so viele reichen wie vorher. Machen wir uns

nichts vor: Je mehr Menschen hier leben, umso knapper wird es für jeden Einzelnen.«

»Aber ich möchte doch einfach nur ein Zimmer zugewiesen bekommen, damit ich nicht noch eine Nacht in diesem schrecklichen Lager verbringen muss«, sagt Hedi leise. Sie zieht den Meldeschein, den ihr die Engländerin ausgestellt hat, aus der Tasche. »Damit müsste es doch gehen, oder etwa nicht?«

Geduhn nickt. »Theoretisch schon, doch praktisch nicht.« Er holt tief Luft. »Aus dem ehemaligen Durchgangslager für die Rheinlandheimkehrer ist längst ein gewöhnliches Flüchtlingslager geworden, eine mehr als prekäre Zuflucht für Tausende und Abertausende von Menschen. Das Problem ist: Sie können nirgendwo hin. Alles ist zerstört, das Lager mittlerweile Nadelöhr und Verschiebebahnhof zugleich.« Durch den geöffneten Mantel, unter dem Pullover, zeichnet sich Hedis Bauch ab. Eine zarte Rundung wie eine stumme Bitte. Geduhn fährt fort. »Du und dein ungeborenes Kind müsst euch darauf einstellen, dass die Suche nach einer Unterkunft ähnlich schwierig ist wie seinerzeit die des heiligen Paars in Bethlehem – mit dem Unterschied, damals gab es wenigstens noch freie Ställe.«

In den ersten Jahren gingen täglich drei- bis dreieinhalbtausend Menschen durch das Lager. [...] Dazu kamen noch asoziale Elemente ohne Papiere, die hier als Räuber und Diebe einer dunklen Existenz nachgingen. [...] Es gab Zeiten [...], wo Diebstähle am laufenden Band die Bevölkerung sehr beunruhigten, wo Dirnen aus den benachbarten Großstädten sich selbst in den Baracken einquartiert hatten.

Wilhelm Kaupen, Stadtdirektor a. D.

Glückstag

Der Krieg hat sämtliche Farben geschluckt. Ein Monster, immer hungrig, niemals satt. Diffuses Grau, Braun, Schwarz. Innen wie außen.

Hedi atmet die beißend kalte Luft ein, zieht den Mantel um den Körper enger.

»Bitte versteh die Menschen hier nicht falsch, Kindchen«, hat Geduhn zum Abschied gesagt, »sie sind nicht besser oder schlechter als anderswo. Aber ihr seid einfach zu viele. Das schreckt die Nächstenliebe ab.«

Die Worte des Predigers hallen in ihr nach. Unbarmherzige Worte von einem Mann, von dem man Barmher-

zigkeit erwarten dürfte. Aber der Krieg kennt kein Erbarmen – ebenso wenig wie der Nachkrieg.

Sie hebt den Kopf. Blickt auf den unter dem Schneehimmel verlassnen daliegenden Bahnhof mit den Gleisen, die scheinbar ins Nirgendwo führen. Kahle Masten. Eine einsame Telefonleitung. Vor ihr, geduckt wie Tiere, die Häupter vor der schneidenden Kälte eingezogen, die Reihe der Baracken; hintereinander, entlang der Schienen ausgerichtet. Holz, Wellblech, gesprungene Scheiben. Insgesamt sechs Unterkünfte, jede mit einer Nummer versehen, keine besser als die andere, stattdessen alle gleich erbärmlich. Schien es in Oksbøl vor allem Sommer gewesen zu sein, ist es jetzt Winter. Eisig kalter Winter.

Vor einer der Baracken wartet, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, Wind, Wetter und drohendem Schneefall trotzend, ein Trupp Männer.

Dunkle Gestalten vor weißem Grund.

Hilfe suchend wendet Hedi sich an einen mageren Burischen in einem langen, zerlumpten Wehrmachtsmantel.
»Gibt's hier Essen?«

Der Mann dreht den Kopf und runzelt die Stirn. »Essen, wie kommst du da drauf?«

Hedi zeigt auf die anderen. »Ich dachte, ihr steht hier an.«

»Tun wir auch«, der Mann spuckt aus, »und ich bin als gottverdammter Letzter an der Reihe.« Er verzicht die Mundwinkel. »Aber vielleicht ist heute mein Glückstag.« Er holt ein halbes Dutzend schmutziger, zerknickter Zigaretten aus der Tasche. Hält sie ihr hin. »Willst du dir die verdienen?«

Hedi sieht die schwarzen Fingernägel, die verdreckte, von dunklen Linien durchzogene Handfläche. Sie hebt

den Kopf, blickt ihm ins Gesicht. Ihr Gegenüber könnte zwanzig, dreißig oder vierzig sein. Schwer zu sagen. Nur seine Augen wirken älter, sind die eines alten Mannes.

Im selben Moment geschieht etwas Bemerkenswertes. Erstmals, in all der Zeit, spürt Hedi ihre Wut. Einen gefühlten Wimpernschlag zuvor noch im Schoß einer wohlmeinenden, liebevollen Familie, wird sie, wird ihr Körper, unversehens zur Ware degradiert – gerade einmal ein paar Zigaretten wert. Aber schon ist der Augenblick wieder vorbei, Sehnsucht und Verzweiflung packen sie, mit allen Sinnen nimmt sie ihren Hunger wahr.

Sie schwankt, aber fällt nicht.

Erst als der Schwindel stärker wird, die Welt um sie herum sich immer schneller dreht, verliert sie den Halt. Eine alles verschlingende Dunkelheit steigt in ihr auf.

Sie stürzt ins Bodenlose.

*

Ein scharfer, brennender Schmerz. Flüssiges Feuer rinnt ihr die Kehle hinab. Hedi würgt, hustet, ist entschieden wieder bei Bewusstsein. Sie stößt den Flaschenhals beiseite.

»Nicht so schnell«, sagt eine Stimme neben ihr.

Hedi öffnet die Augen. Den Rücken von einem Kissen gestützt, liegt sie halb aufgerichtet auf dem oberen Abteil eines Stockbettes. Es ist ein anderes als das, in dem sie die vergangene Nacht verbracht hat; mit mehreren Strohsäcken gepolstert und außerdem mittels einer halbwegs sauberen Decke vom Rest des Raumes abgetrennt.

Sie dreht den Kopf. Neben ihr steht eine Frau, nicht viel älter als sie. Hedi kennt sich nicht aus mit Männern

und Frauen, jedenfalls nicht sonderlich gut, aber sie erkennt Schönheit, wenn sie sie sieht. Martha, ihre Mutter, ist schön gewesen. Die Frau vor ihr ist es nicht minder. Die von Natur aus sanft gebräunten Züge sind absolut ebenmäßig, die Brauen dicht, wie gebürstet. Über vollen Lippen findet sich ein winziges Muttermal. Die Frau hat das Haar hochgesteckt, honigfarbene Wellen fallen über die beiden seitlich sitzenden Schildpatt-Kämme.

»Geht es dir wieder besser?«, erkundigt sie sich. Sie erinnert Hedi an die jungen Däninnen, die als ehrenamtliche Helferinnen im Lager in Oksbøl tätig waren.

Hedi nickt. »Ich glaube schon. Was ist passiert?«

»Du bist zusammengebrochen, draußen vor der Baracke.« Die Frau ist definitiv keine Skandinavierin, spricht Deutsch mit einem leicht rheinischen Einschlag. »Die Kerle, die dort warteten, haben dich hereingebracht.« Gleich dem trüben Schein eines Grablichts flackert ein Lächeln über ihr Gesicht und erlischt. »Wenn es darauf ankommt, können sie mit Frauen nicht viel anfangen.«

Hedi deutet auf die Flasche. »Was ist dadrin?«

»Medizin. Andere sagen schlicht Schnaps dazu.« Gedankenverloren betrachtet die Frau die Flasche, dann nimmt sie einen tiefen Schluck. Plötzlich klingt ihre Stimme rau. »So oder so, es hilft.« Sie schraubt den Deckel fest und verstaut den Alkohol in der Tasche des verschlissenen Morgenrocks. »Ich heiße Anna. Und du?«

»Hedi. Ich bin erst gestern angekommen, war davor im Lager in Dänemark.«

Anna deutet auf Hedis Bauch. »Wo hast du den Vater gelassen?«